

Elefanten unter sich . . .

Afrikanisches Jagderlebnis von Hans Silvio Muheim

Es war gegen Ende der Trockenzeit. Fröhlichmorgens auf dem Marsche stießen wir auf frische Elefantenlosung. Sofort ließ ich Halt machen. Wohl wissend, daß wir nur durch sofortige, forcierte Verfolgung die Herde, denn um eine solche handelte es sich augenscheinlich, erreichen konnten, ließ ich das Gros der Träger mit der Weisung zurück, uns an der nächsten Wasserstelle zu erwarten.

Acht Stunden waren wir nun schon in einem höllischen Tempo hinter den Tieren her und doch schienen wir ihnen nicht näherzukommen. Im Gegenteil! Die Fährte, die bis jetzt nebeneinanderlaufend war und woraus wir auf ein Rudel von 15 bis 20 Stück schließen konnten, verengerte sich plötzlich zu einer einzelnen Fährte, ein Zeichen, daß die Tiere unruhig geworden waren. Sobald eine Herde durch irgend etwas beunruhigt wird, läuft ein Tier genau in den Fußstapfen des anderen und es ist dann ein Ding der Unmöglichkeit, die Zahl eines Rudels zu bestimmen. Immer wieder stießen wir auf frische Elefantenlosung und an zahlreichen Bäumen sahen wir die Stellen, wo sich die Elefanten gescheuert hatten.

Ich hatte ein solch mörderisches Tempo vorgelegt, daß ich an meine Leute Kolanüsse verteilen mußte, um die Lebensgeister etwas anzuregen. Ohne Rast und Ruhe ging es weiter. Auf einmal schlug der Wind um. Bisher hatten wir eine leichte, für uns ungünstige Brise gehabt, nun aber hatten wir Gegenwind und ich trieb meine Träger zu noch größerer Eile an um diesen günstigen Umstand auszunutzen. Noch deutete kein Zeichen darauf hin, daß die Elefanten ihrer Nahrungssuche nachgegangen sind, nur hin und wieder stoßen wir auf zerkaute Büschel Sansevieren und abgerissene und ausgesogene Baumrinden. Noch eine Stunde verrinnt. Die Gluthitze der Steppe hat meinen Gaumen ausgedörret, meine Füße schmerzen, mein Gehirn hämmert von der unerhörten Anstrengung.

Automatisch, aber gleichmäßig und rasch schreiten wir weiter. Auf einmal weht der schwache Wind uns intensiven Elefantengeruch zu. Ich suche mit dem Feldstecher und sehe in etwa 3000 Meter Entfernung dunkle Punkte von äsenden Elefanten. Flüsternd gebe ich meine Anweisungen und ohne ein Wort geht es weiter. Wir hatten Glück. Der Wind, der von den Elefanten zu uns herüberwehte, nahm etwas an Stärke zu. Ungefähr 400 Meter von der Herde entfernt, gebe ich zweien meiner Träger ein Zeichen, zurückzubleiben, nur mein Gewehrträger folgt mir.

Kriechend, die vereinzelt Mimosen und Akazien als Deckung benutzend, nähere ich mich der Herde auf etwa 100 Meter. Mein Herz klopft zum zerspringen. Einundzwanzig Elefanten zähle ich. Die drei starken Bullen halten sich abseits von den Weibchen, unter denen sich auch drei Junge befinden. Ich gebe meinem Boy ein Zeichen, zurückzubleiben und krieche noch näher. Noch ist mir der Wind günstig. Geräuschlos bewegen sich die riesigen Tiere, nur das rhythmische Geräusch der auf- und zuklappenden Ohren tönt zu mir herüber. In ihrem wiegenden Gang gehen die Elefanten ihrer Nahrungsaufnahme nach. Starke Verdauungsgeräusche lassen auf reichliche Nahrungszufuhr schließen.

Zu meinem größten Schrecken schlägt plötzlich der Wind um. Ein durchdringender, trompetenartiger Schrei läßt mich zusammenfahren. Mit vorgeklappten Ohren und hochoberem Rüssel steht der eine Bulle da, den Kopf mir zugewendet und schon setzt sich, in wirrer Auflösung die Elefantenherde in ihrem raschen, ungemein fördernden Trabe auf mich zu und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich — zu meinem Glück — nicht mehr zum schießen kam. Ich drückte meinen Kopf instinktiv fest gegen den Boden, jeden Augenblick gewärtig, zertrampelt zu werden. Rechts und links von der Mimose, hinter der ich liege, stürmen die Tiere an mir vorbei, dürre Akazien wie Streichhölzer brechend. Wie betäubt erhebe ich mich nach einer Weile, die Nase noch voll von intensivem Elefantengeruch. Die Tiere sind längst verschwunden und ich kann es kaum fassen, daß ich und mein Gewehrträger völlig unversehrt geblieben sind.